


Nr. 238. Bromberg, den 17. Oktober 1933

# Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von John Spencer.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Das wird keinen großen Zweck haben, Mr. Blatch! Nein, wirklich nicht. Denn das Kompliment muß ich Ihnen ja machen, aufrichtig gestanden — Sie sind mir wirklich etwas zu gefährlich! Obendrein haben Sie meinen guten Ruf durch den Fall Harner schon genug geschädigt. Jetzt sollen Sie ihn mir wieder herstellen helfen — und zwar durch Ihre eigene Person. Sie werden ja in Ihrer Einsamkeit wohl kaum der Versuchung widerstehen, die der Sendeapparat für Sie bedeutet, und werden gewiß ununterbrochen mit Scotland Yard weitersprechen. Und ich werde der Unterhaltung mit der Polizei keinerlei Beschränkung auferlegen. Man wird versuchen, Sie bei gutem Mut zu erhalten — und Sie werden es sich nicht versagen können, alle Symptome Ihres Leidens Stufe um Stufe zu schildern, während der Wahnsinn Sie umschleicht. Und dabei werden Sie immer noch hoffen und hoffen..."

29.

Roland erwachte in seinem Klubsessel und blinzelte verträumt umher. Dann, mit einem Mal kam die Erinnerung an alles wieder, was mit ihm geschehen war, und das entsetzliche Vorgefühl von alledem, was ihn noch erwartete.

Seine Taschenuhr zeigte auf ein halb sieben Uhr, und da sie beinahe abgelaufen war, als er das Werk aufzog, so konnte er daraus schließen, daß er nahezu achtzehn Stunden geschlafen hatte — aber nicht der leiseste Schimmer von Tagesicht drang in sein Gefängnis.

Sein Gaumen war trocken, und seine Kehle brannte, als ob sie verdorrt wäre. Unmittelbar ihm gegenüber stand die Anrichte mit den früchtebeladenen Glasschalen, die ihn hinter ihrer elektrischen Sperre höhnisch anzugrinsen schienen.

„Na — so geht das nicht weiter... hier muß etwas geschehen!" So sprach er sich selber Mut zu. Und es schien, als ob ihm aus seinem Entschluß neue Kräfte zuströmten. „Ich will doch sehen, ob man nicht die Zuleitungsdrähte durchbrennen kann..."

Er erhob sich, um die ganze Anlage noch einmal näher zu betrachten. Gut zwei Meter vor der Anrichte war in der ganzen Länge des Zimmers eine breite Metallplatte eingelassen, die mit der gleichen Farbe angestrichen war, wie der Fußboden, und die er deshalb nicht gleich bemerkt hatte. Es war vollkommen aussichtslos, etwa darüber hinwegspringen zu wollen. Er machte zuerst einen Versuch mit einem Stuhl — dann noch mit dem Klubsessel. Aber jedesmal bekam er einen schmerzhaften elektrischen Schlag. Es vergingen ein paar Stunden, in denen er noch andere Pläne ausheckte — aber keiner führte zum Ziel.

Wenn man wenigstens die Leitung zerstören könnte, ...man müßte sehen, wo man ein paar Drähte herbekäme, um den Stromkreis zu unterbrechen. Vielleicht kann man einen Kurzschluß herbeiführen — wenn man etwas Glück dabei hat. Aber hier gab es ja keine Drähte... Ärgerlich warf er sich in den Klubsessel zurück — dabei kamen ihm die Spiralfedern in den Sinn, die sich unter dem Sitzpolster befanden.

Er warf den Stuhl um, so daß die untere Seite nach oben kam, riß den Stoff auf, mit dem die Federung von unten her bezogen war, und hatte in fünf Minuten ein halbes Dutzend Federn herausgezogen, die er aufzurollen und geradezuziehen begann, so gut es nur gehen wollte.

Aber er hatte noch nicht die leiseste Ahnung, wie er es nun am besten anfangen sollte, um sein Ziel zu erreichen. Er warf einen von den Drähten in den Stromkreis. Aber es geschah nichts. Er wiederholte seinen Versuch und warf eine von den Federn nach der anderen hinein — mit dem gleichen Mißerfolg. „Zum Teufel — der Plan taugt nichts!" rief er ärgerlich und schleuderte die letzte Spiralfeder in wilder Verzweiflung hinüber.

Augenblicklich gingen die Lichter aus.

„Das fehlte ja nun noch gerade!" sagte er mit schmerzlicher Resignation. Nun saß er im Finstern und konnte darüber nachsinnen, was er jetzt weiter anfangen sollte. Da nahm er einen Brandgeruch wahr, dann Rauch und Flammen. Er begann zu husten und sprang entsetzt auf. Die Flammen kamen von irgendwo her aus der Nähe der Anrichte. Er lief auf die andere Seite des Zimmers hinüber. Aber der Rauch wurde immer dichter. Er legte sich auf den Fußboden — und mit einem Male spürte er mit Sinnen, die durch die Todesfurcht geschärft waren, einen frischen Luftzug aus einer Ventilationsanlage, die sich unweit der Tür befinden mußte. Schon züngelten die Flammen stoßweise durch den Rauch hindurch. Er empfand einen beißenden Schmerz an den Augen, und hin und wieder mußte er noch husten. Aber noch immer konnte er sehr gut atmen, denn der leichte Zug aus dem Ventilator drückte den Rauch in die andere Ecke des Zimmers zusammen — und erstickte die Flamme.

In einer halben Stunde war der Rauch merklich weniger geworden. Da hörte er das erste dumpfe Krachen und dann und wann ein gedämpftes Prasseln. Da dämmerte in ihm eine Erklärung für alles das auf, was um ihn her geschah. Sein Gefängnis war in Brand geraten — aber es brannte bisher nur an der Außenseite.

„Ich soll also nicht einfach verbrennen. Aber dafür werde ich bei lebendigem Leibe geröstet werden — das sind ja schöne Aussichten!"

Im ganzen Zimmer wurde es immer heißer — aber am allerheißesten auf der Seite, wo die Anrichte stand. Jedenfalls aber war die elektrische Sperre ja nun zerstört worden, und Roland lief durch den Qualm zur Anrichte hinüber, angelte sich eine Weintraube und sauste schleunigst wieder in seine Ecke zurück. Nun, das mußte man dem Wisperer lassen, er ließ sich seine Scherze immer etwas kosten und arbeitete wenigstens nicht mit irgendwelchen Theaterattrappen. Denn es waren echte, köstliche Trauben, auch wenn sie durch die Hitze schon etwas weich geworden waren — ihm schmeckten sie jedenfalls herrlich.

Aber die Hitze wuchs unterdessen beständig, und ganz offenbar war es neben der Anrichte am schlimmsten. Woher kam das? Plötzlich hatte er eine Idee. Im nächsten Augenblick lief er mit dem erhobenen Polstersessel in den Händen durch die volle Länge des Zimmers auf den

heißesten Fleck in der Wand zu und schleuderte den schweren Sessel mit aller Kraft der Verzweiflung dagegen.

Der Stuhl sauste durch die halbverbrannte Täfelung hindurch — ein Flammenmeer flutete in das Zimmer herein und trieb ihn wieder zurück.

Aber nun war wenigstens eine Bresche in die Mauer geschlagen — und schon konnte er durch den Rauch und die Flammen hindurch den letzten Schimmer des Sonnenunterganges wahrnehmen.

Ein tiefer Atemzug, ein verzweifelter Anlauf — und im nächsten Augenblick landete er, mit dem Kopf voran, halbverbrannt und verrußt in einem Gewirr von versengten Gräsern.

Er kroch auf dem Bauche weiter und schaute sich aus einiger Entfernung um. Sein Gefängnis brannte jetzt lichterloh infolge des Luftzuges, den er selbst geschaffen hatte. Es war ein langgestrecktes Bungalow, das in einer trichterförmigen Vertiefung errichtet war. Eine hohe, mit dichtem Gras bewachsene Böschung umgab es sichelförmig und schützte es nach drei Seiten gegen jede Beobachtung. Auf der vierten Seite lag dichter Wald. In einer Entfernung von ungefähr einem Kilometer erblickte er die Lichter von Häusern und machte sich dorthin auf. Er watete durch Sumpfland hindurch. Daraus konnte er erraten, daß er sich zwischen London und der Ostküste von England befand. Dann kam er an eine Straße — gerade, als sich ein Auto näherte. Er stellte sich mitten auf den Fahrweg und hielt die Hand hoch.

30.

Der Führer des Wagens blickte Roland ziemlich unfreundlich an. Offenbar war es ihm nicht recht, daß er angehalten worden war.

„Ich fahre bloß bis Tilbury — aber meinetwegen können Sie einsteigen, wenn Sie wollen“, sagte er mürrisch.

„Furchtbar liebenswürdig von Ihnen“, erwiderte Roland. „Mir ist nämlich gerade meine Garage ausgebrannt, und Sie sehen ja, wie ich mich dabei zugerichtet habe, als ich meinen Karren zu retten versuchte!“

Der Fahrer antwortete nicht darauf, weil er die Lügengeschichte nicht glaubte. Roland kümmerte sich nicht darum. Sobald er in Tilbury angelangt war, bedankte er sich mit übertriebener Herzlichkeit und suchte dann ein Hotel am Ufer der Themse auf.

Er hatte sich vorgenommen, die Geschichte von der Garage lieber nicht zu wiederholen, da er so wenig Eindruck damit gemacht hatte; darum erzählte er dem Hoteldirektor, daß sein Wagen auf der Landstraße in Brand geraten sei. Eigentlich wollte er gleich ein Zimmer nehmen, aber dann bestellte er zunächst nur einen Whisky mit Soda und anschließend ein Bad. Hinterher wollte er sich ein kaltes Abendessen kommen lassen.

Das warme Wasser beruhigte seine Nerven und erfüllte ihn mit neuem Lebensgefühl. Was er jetzt hinter sich hatte, — das war gewiß das Schlimmste, was der Wisperer bisher ausgeheckt hatte — und doch war es ihm mißglückt. Und das war jedenfalls gut so!

Er setzte sich mit wahrem Behagen zu Tisch und hatte schon sein halbes Abendbrot verzehrt, als ihm plötzlich die Schwierigkeiten seiner eigenen Lage wieder mit erschreckender Klarheit vor Augen traten. Gewiß, er hatte einen persönlichen Triumph über den Wisperer errungen. Aber das war auch alles. Im übrigen war seine Mission gescheitert. Er konnte nicht hoffen, noch einmal wieder an den Wisperer heranzukommen. Also konnte der Verbrecher sein schreckliches Werk noch weiter fortsetzen, wenn er auch eins von seinen Depots verloren und den ersten großen Mißerfolg erlitten hatte.

„Aber ich weiß wenigstens jetzt, daß „Old Glassy“ der Wisperer ist. Und das werde ich der Polizei mitteilen — die Beweise dafür mag sie selber ausfindig machen.“

Die Polizei! Das war ja eben das Problem, um das sich alles drehte. Immer noch konnte der Wisperer jederzeit den Beweis antreten, daß Roland der eigentliche Mörder der Lady Whiddon war. Und Roland wußte genau, daß ihn Scotland Yard sehr bald zur Strecke bringen würde, nachdem er den Schutz des Wisperers verloren hatte. Es wäre jedenfalls würdiger, sich selbst der Polizei zu stellen, als sich von ihr abfangen zu lassen, und es würde auch klüger sein, seinen Anteil in der Angelegenheit der Lady Whiddon kühn einzugestehen, statt sich durch den Wisperer überführen zu lassen.

Dann aber kam ihm noch ein anderer Gedanke. Er wollte Joyce noch einmal wiedersehen. Wie anders war alles geworden, seit sie das letzte Mal zusammen in der Hotelhalle saßen und ihre Zukunftspläne schmiedeten! Und was mochte wohl ihr Besuch in Glassys Wohnung in Begleitung eines Geheimagenten von Scotland Yard zu bedeuten haben? Irgendwie mußte sich Joyce doch wohl an der Verfolgung des Wisperers beteiligt haben. Und es war seine Pflicht, sie jetzt vor „Old Glassy“ zu warnen und ihr zuerst mitzuteilen, daß „Old Glassy“ selbst der Wisperer war. Er mußte sie also noch einmal sprechen, bevor er sich der Polizei stellte.

Er wußte, daß sie selten vor elf Uhr zu Bett ging. Jetzt war es drei viertel zehn Uhr. Er zahlte seine Zeche und nahm einen Wagen. Fünf Minuten vor elf Uhr war er vor ihrer Wohnung angelangt. Er ließ sich das Haus öffnen, stieg klopfenden Herzens die Treppe hinan und klopfte an ihre Tür. Es wurde so rasch geöffnet, daß er daraus schloß, Joyce müsse sich bereits auf der Diele aufgehalten haben.

„Ja bitte — was wünschen Sie?“

Es berührte ihn schmerzlich, daß sie ihn offenbar nicht gleich wiedererkannte. Er hatte selbst nicht mehr an die fremde Maske gedacht, die ihn noch immer entstellte, obgleich sie schon stark im Verblassen war. Jetzt aber schien ihn Joyce zu erkennen. Ihre Augen weiteten sich in freudigem Schrecken:

„Roland! Oh . . .“

Ein Anfall von Schwäche hatte sie überwältigt, und er führte sie sanft über die Schwelle in die Wohnung hinein.

Mitten in der Diele stand der Mann, mit dem er Joyce aus Glassys Wohnung hatte kommen sehen.

„Roland, mein lieber Roly — ich hatte dich schon aufgegeben . . . als du nicht mehr durch das Radio sprachst, da dachten wir schon, du hättest selbst Hand an dich gelegt. Auch die Zeitungen waren der gleichen Meinung.“

„Beruhige dich, Liebste, es ist ja jetzt alles wieder gut — du siehst, ich bin so quicklebendig wie je zuvor. Nun wird ja alles wieder gut!“

Aber es war gar nicht alles gut, so wie es jetzt war. Er wandte sich an den Fremden, der noch immer abwartend in der Diele stand. „Guten Abend — Sie sind doch wohl von der Geheimpolizei, nicht wahr?“ „Mein Name ist Larpent, Oberkommissar“, erwiderte der andere sofort. „Ich bin mit den Nachforschungen über den Fall des Wisperers betraut. Wir beide, Sie und ich, Mr. Blatch, hatten in der vergangenen Nacht schon eine drahtlose Unterhaltung miteinander, und ich sehe mit Vergnügen, daß Sie sich auch ohne unsere Hilfe wieder aus der Schlinge gezogen haben. Aber wie haben Sie das nur fertig gebracht?“

„Ich habe die elektrischen Sicherungen durchgebrannt und die ganze Bude ausgeräuchert. Und ich hoffe, Sie werden mir auch glauben, wenn ich Ihnen sage, Mr. Larpent, daß es meine Absicht war, mich jetzt freiwillig der Polizei zu stellen — nachdem ich noch ein letztes Wort mit Miß Merrow gesprochen habe. Wollen Sie mir gestatten, jetzt wenigstens noch fünf Minuten mit ihr allein zu verbringen?“ „Aber natürlich!“ erwiderte Larpent zuvorkommend. „Ich werde draußen eine Zigarette rauchen, bis Sie fertig sind.“

Roland führte Joyce ins Wohnzimmer. Eine ganze Weile hielten sie sich schweigend umschlungen. Dann raffte er sich auf: „Liebste — vielleicht kannst du dir schon denken, was ich dir zu sagen habe und weshalb ich hierhergekommen bin. Siehst du — ich hatte nun einmal die wahnwitzige Idee, ich könnte den Wisperer fassen und meine Ehre wiederherstellen, indem ich mich zum Schein selbst seiner Bande anschloß. Kannst du mir das glauben?“

„Aber Roland — ich habe nie an dir gezweifelt, und ich weiß das auch schon längst. Du brauchst es mir gar nicht zu erklären.“

„Ja, aber es ist nicht nur das — weißt du, ich habe mich da auf etwas eingelassen, was mir doch über den Kopf gewachsen ist, und bin in so böse Dinge hineingeraten, daß ich dich bitten muß: Sei mir nicht böse, wenn ich dir

dein Wort wieder zurückgebe. Aber du darfst dich nicht an einen Unwürdigen — an einen Genossen von Verbrechern binden, der selbst dem Gesetz verfallen ist!"

„Roland — ich werde dich niemals verlassen, denn ich kenne dich und liebe dich nach allem, was ich um deinetwillen durchgemacht habe, mehr als je zuvor. Ich bin ja so glücklich, daß du wieder da bist!" „Mach es mir nicht zu schwer, meine geliebte kleine Joyce! Höre mich an: Du weißt nicht, was alles geschehen ist — aber du mußt es ja doch erfahren. Dann urteile selbst — und vergib mir, daß ich deine Ruhe noch einmal gestört habe, um dir ein letztes Lebewohl zu sagen!"

Mit stockenden Worten beichtete er ihr, auf welche teuflische Weise es der Wisperer verstanden hatte, ihm die Mordschuld am Tode der Lady Whiddon aufzuladen, um ihn sich ganz gefügig zu machen und ihn am Verrat zu verhindern. Ehe Joyce jedoch Zeit fand, etwas zu erwidern, klopfte Oberkommissar Larpent an die Tür und trat ein.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Hellseherin.

Humoreske von Sophie Hoechstetter.

Zu der Schauspielerswitwe Murnau, einer begehrten Hellseherin in Berlin-Friedenau, kam ein Auto, um sie in dringlicher Angelegenheit für den ganzen Tag auf ein märkisches Landgut zu holen. Ob ich mit darf?, dachte Eri, die blonde, hübsche, zwanzigjährige Nichte. Aber da hörte sie die bezwingende Stimme der Tante: „Ein Geschäft, das einen Tag schließt, ist fast wie tot. Du hast etwas Talent, und du wirst mich vertreten."

Eri erschrak aufs äußerste. „Aber ich bin doch erst drei Monate in Berlin und so befangen vor den gewandten Menschen. Freilich fühle ich manchmal etwas voraus, z. B. wenn ein trauriger Brief von meinem arbeitslosen Bruder unterwegs ist. Und als Mutter so krank wurde, wußte ich: Diesmal ist keine Hoffnung. Aber für fremde Leute hellsehen kann ich nicht. Es wäre Betrug."

Die gebieterische Tante hatte Eile. „Es ist heute Wochenend. Da streben alle ins Freie. Und du kannst irgendwie vertrösten. Du siehst doch auch den Menschen an, wie sie beschaffen sind. Dem Energischen winkt der Erfolg, der Kleinmütige flüchtet zur Geduld. Wenn dir gar nichts einfällt, so sagst du: Sie werden wohl einen Verlust tragen müssen, aber er ersetzt sich anderweitig. Und meist erzählen die Kunden doch genug, daß man Schlüsse daraus ziehen kann."

Eri blieb allein in der Wohnung zurück, betrachtete besorgt die Hilfsmittel zum Hellsehen, die Kristallkugel, die kleine Räucherpfanne und wußte doch, es war heute ein guter Tag. Sie dachte, sie möchte auch einen Wochenendausflug machen. Wohin Herr Strom wohl geht? Er hat so schöne Blumen im Garten. Und die vielen, fremdländischen Vögel, die er malt. Aber nun kommt er bald weit fort. Sie durfte den Gedanken an Herrn Albrecht Strom nicht nachhängen, denn es klingelte. Ein nicht mehr junges Fräulein von düsterem Wesen wollte erfahren, welche von den beiden Sekretärinnen der Chef abbaue. Die Kollegin sei eleganter, habe wohl private Mittel, wer weiß, woher?

Eri schaute in den Kristall und sah darin sich die Fenster spiegeln. Sie zündete die Räucherpfanne an, aber im Rauchgebilde erblickte sie nichts vom Schicksal der Stenotypistin. Da faßte Eri einen verzweifelten Mut und gab den treuherzigen Rat, die Besorgte möge doch mit der Frau des Chefs sprechen. Nein, Geld könne sie nicht nehmen, das sei Sache der Tante. — Das Fräulein entfernte sich angeregt.

Die Frau dieses Chefs wird doch Mitleid haben, dachte Eri, während sie sich in der Küche ein kleines Mittagessen bereitete. Da schrillte wieder die Klingel. Bis das Gas abgestellt war, tobte die Klingel.

„Sie lassen mich warten", rief eine überschlanke, übergroße Dame unbestimmbaren Alters. „Ich vergehe vor Aufregung. Lolus, mein Lolus ist fort, mein Süßer. Ich war schon bei der Polizei. Wo ist Frau Murnau? Wie, Sie vertreten?"

Die Augen der Dame musterten Eri streng. „Nun, wenn Frau Murnau sich von Ihnen vertreten läßt, wird wohl etwas an Ihnen sein. Also bitte, wo ist mein Hündchen?"

Eri war schon froh, zu erfahren, daß Lolus ein Hund war und sie nicht erraten mußte, ob Kater oder Papagei. Doch so sehr sie sich auch mühte, in Kristall oder Rauchfahne etwas zu sehen, so gerne sie hinter geschlossenen Augen das herumirrende Hundchen erblickt hätte: es kam nichts, rein nichts. Und eingedenk der Befehle der Tante sagte sie endlich: Wahrscheinlich ist das Hundchen einem Auto nachgelaufen. Ich fürchte, gnädige Frau werden sich mit einem Verlust abfinden müssen . . ."

Die Dame erhob sich in Protest. „Ich — abfinden — ich! Wie sagten Sie, Auto? Ich werde sofort zum Taxistand gehen — —"

Käme doch niemand mehr! wünschte Eri. Und doch fühlte sie, es war heute ein besonderer Tag, der noch Gutes verhieß. Da läutete das Telephon. Und Eri hörte die Stimme ihres Bruders: „Eri, liebste Eri, ich bekomme Stelle in München; übermorgen besuch' ich dich auf der Durchreise — —"

Das Ferngespräch von drei Minuten war eine Glücksbotschaft, die es Eri ertragen ließ, daß plötzlich die große Dame wieder da war, an der Flurtür ihr Hundchen zeigte und Eri zurief, sie sei eine erbärmliche Hellseherin.

Es läutete erneut. Im hübschen Sommeranzug stand Herr Albrecht Strom da. Er lächelte und bat, Eri möchte für ihn hellsehen. Da er übermorgen abreise, wolle er noch sein Schicksal wissen. Die Tante habe von der Begabung Fräulein Eris gesprochen . . .

„Werde ich bald heiraten?" fragte er. Eri blickte verwirrt in den Kristall. Sie hätte lieber Albrecht Stroms frisches, gutes Gesicht angesehen. Aber sie starrte in den Kristall. Und es fiel ihr ein, im Süden, am Bodensee, gab es wohl feurige dunkle Frauen. Weil sie die Pflicht hatte, etwas zu sagen, redete sie von schönen dunklen Frauen am Bodensee und dachte hinter ihren Worten: Ich armes kleines blondes Mädchen vom Meer — —

Ein Lachen ließ sie erröten. Albrecht Strom sprang auf, kam zu ihr, beugte sich zu ihr: „Wie schön, daß Sie keine Hellseherin sind. Wissen Sie, eine Kassandra im Hause, dazu wäre ich zu lustig! Wenn du nicht einmal weißt, daß ich eine blonde Frau will, die Eri heißt, so muß ich es dir sagen. Magst du mich?"

Oh, wie sehr sie ihn mochte! Sie mußte nicht mitteilen, daß sie arm war und mehr von Haushalt als von Wissenschaft verstand, denn das wußte er.

„Das Hellsehen —", begann sie. Aber er küßte sie, hüllte sie ein in Zärtlichkeit und bat: „Wir fahren ins Freie, zu Wasser und Wald — und wenn du willst, mache ich schnell ein Plakat an die Tür: Wegen Verlobung heute keine Sprechstunde."

## Die Irrfahrten des „Golconda".

### Der Diamant der Habsburger wandert nach England.

Es gibt keinen großen Diamanten, der nicht seine eigene mehr oder weniger phantastische Geschichte aufzuweisen hätte, eine Geschichte, die von Blut, Tränen, prächtigen Schlössern und Kerkermauern erzählt. Auch der Golconda macht hiervon keine Ausnahme, der Diamant, der in letzter Zeit wieder viel von sich reden gemacht hat. Der frühere Erzherzog Joseph von Österreich hat ihn soeben für 1½ Millionen Frank an eine englische Gesellschaft verkauft. Die Geschichte des Golconda hat mit denen anderer Diamanten nicht nur die Tatsache gemein, daß sie reichlich romantisch, sondern auch die, daß ihre Richtigkeit nur schwer nachzuprüfen ist. Immerhin hat man noch nicht beweisen können, daß der Golconda nicht die buntbewegte Vergangenheit gehabt hat, die man ihm nachsagt.

Der Diamant, der seinen Namen von der durch ihre Diamantenschleifereien bekannten Stadt Golconda in dem britisch-indischen Eingeborenenstaat Hayderabad erhalten hat, besitzt

**das ansehnliche Gewicht von 76 Karat.**

Vier Jahrhunderte ist es her, daß ein Arbeiter, der im Dienste einer englischen Gesellschaft stand, den Stein entdeckte. Der Fund war zu großartig, als daß der Arbeiter der Versuchung hätte widerstehen können, ihn abzuliefern. Er mußte ein Mittel finden, den Stein durch die Kontrolle zu bringen. Er nahm sein Messer, brachte sich

**einen Schnitt in dem Oberschenkel**

bei und versteckte den Schatz in der Wunde. Um den Stein zu Geld machen zu können, vertraute er sich einem Freunde an. Aber er war an den Falschen gekommen. Der Freund ermordete ihn und floh mit dem Diamanten. Aber auch ihm brachte der Stein kein Glück. Auf der Flucht vor Verfolgern

**verschluckte er den Diamanten und starb.**

Um den rätselhaften Tod aufzuklären ordnete die Polizei die Obduktion der Leiche an. Der Arzt fand im Innern des Körpers den Diamanten, aber auch er lieferte ihn nicht ab. Er verließ seine Praxis und wanderte nach England aus. Aber lange Zeit zog er umher, bis er das Kleinod versilbern konnte. Endlich gelang es ihm, in der Person eines großen Juwelenhändlers einen Abnehmer zu finden, aber da er der Not nahe war, konnte er nur einen geringen Preis erzielen.

**Der Händler ließ den Stein in ein wunderbares Diadem fassen,**

das er seiner Freundin zum Geschenk machte. Diamanten haben nun einmal die Eigenschaft, Unglück zu bringen, und so konnte sich auch das junge Mädchen nicht lange des Besitzes erfreuen. Es verschwand und mit ihm der Golconda. Ein Steward hatte den Stein, mit dem er seine an Bord befindliche Geliebte erfreuen wollte, geraubt und das Mädchen ermordet. Es dauerte nicht lange, bis der Stein abermals gestohlen wurde.

**Lange Zeit blieb er verschwunden,**

und erst im Jahre 1849 wurde er plötzlich in London gesichtet, wo er von einem Mann angeboten wurde. Als ein Käufer den Mann besuchte, fand er ihn tot vor, der Stein war abermals verschwunden. Erst im Jahre 1870 tauchte er bei einem holländischen Diamantenhändler auf, der ihn an ein Mitglied des österreichischen Herrscherhauses verkaufte. Seitdem befand er sich in dem Besitz der Familie Habsburg. K. B.

---

# Aasgeier — die Gesundheitspolizei der Tropen.

Von **Waldemar Hahn.**

Ein Mann ging in Rio de Janeiro die Straße entlang. Plötzlich ließ er ein ganz kleines Stückchen Fleisch — etwa in der Größe eines Fünfmarkstückes — auf die Erde fallen. Es war ein Experiment. Und es glückte! Zweihundert Meter höher schwebte in der sonnenklaren Luft Brasiliens ein schwarzer Punkt: ein Aasgeier. Kaum hatte sich der Mann drei bis vier Meter entfernt, als der Aasgeier herniederschoß und im Nu das Stück Fleisch an sich riß.

Diese Aasgeier bilden die Gesundheitspolizei der Tropen. Daß sie angenehm wirken, kann man kaum behaupten, aber sie sind sehr nützlich, und ohne sie würde man schlecht fahren. Mit wahrer polizeilicher Genauigkeit entfernen sie alles Aas und sonstige Speisereste von den Straßen und befreien dadurch die Luft von den Krankheitsbazillen, die sich bei der riesenhaften Hitze blitzschnell bilden können. Deshalb werden sie auch nicht etwa verfolgt, sondern von den Behörden besonders geschützt. Sie nehmen geradezu eine bevorrechtigte Stellung ein.

Besonders gern halten sich die Aasgeier in der Nähe von solchen Plätzen auf, wo der Abfall der Stadt abgeladen wird. Kaum ist eine Fuhre angefahren und ausgeladen, dann stürzen sie sich zu Hunderten darauf und fressen alles, was ihnen in den Schnabel kommt. Ist es nicht genug, dann hacken sie gegenseitig aufeinander ein und versuchen sich die Bissen zu rauben. Wilde Kämpfe sieht man da oftmals sich abspielen. Zanksucht ist nun einmal das Kennzeichen der Aasgeier.

Ein anderer charakteristischer Wesenszug ist das außerordentliche Mißtrauen, das sie an den Tag legen. Ein Wissenschaftler, der einmal mit seiner Kamera auf den Abladeplatz hinausging, um die Aasgeier zu photographieren, erlebte eine schwere Enttäuschung, denn in dem Augenblick, in dem er sich mit dem Apparat zeigte, flog das tausendköpfige Heer der Vögel auf und davon. Hingegen zeigten sich die Tiere durchaus nicht mißtrauisch gegen die Maulesel, die dort täglich kamen, oder gegen die Arbeiter von der Straßenreinigung. Alle diese Erscheinungen waren ihnen bekannt, sie hielten sie für ungefährlich. Im übrigen spielte ihnen der Wissenschaftler dennoch einen Streich. Er tauschte einfach die Kleider mit einem Straßenreiniger und setzte sich auf den Abfuhrwagen. Jetzt zeigten sich die Geier ganz und gar nicht ängstlich, und er konnte so viel Bilder aufnehmen, wie er wollte.

In der Umgegend der größeren Tropenstädte, in der man sich eine Straßenreinigung nicht leisten kann, hausen die Aasgeier zu Hunderttausenden. Sie haben ihre tägliche, sichere Nahrung, und alle Behörden schützen sie gern, denn was wollte man anfangen ohne sie? Es gibt ja gar keine bessere und billigere Sanitätsbehörde, denn sie halten alles frei von verdorbenem Fleisch und allem Aas, das die Orte verpesten könnte.




**Eine Bluthochzeit in Indien.**

In dem indischen Dorfe Modi im Bezirk Amritsar wurde mit großer Pracht die Hochzeit eines reichen Eingeborenen gefeiert. Im Verlauf der Festlichkeiten brach jedoch unter den zahlreich erschienenen Gästen aus einem geringfügigen Anlaß ein Streit aus, der zu einem blutigen Handgemenge ausartete. Schließlich spaltete sich die ganze Hochzeitsgesellschaft in zwei Parteien, die mit Dolchen aufeinander losgingen. Als die Polizei eintraf und endlich die Kämpfenden trennte, waren nicht weniger als 22 Personen tödlich verwundet. Unter den Todesopfern befindet sich auch der Vater des Bräutigams. Die noch am Leben Gebliebenen sowie die Leichtverletzten wurden vorläufig in polizeilichen Gewahrsam genommen, bis die Untersuchung die Ursachen der Tragödie geklärt haben wird.




* **Der Grund.** „Der Tannhäuser singt ja heute eine ganze Oktave zu tief!"

„Der ist gestern vom ersten Stock ins Parterre gezogen."

•

**Ganz richtig.**



Professor (beim Examen): „Meine Frage setzt Sie wohl sehr in Verlegenheit?"

Student: „Ach nein, die Frage weniger, aber die Antwort!"

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.